Seeschlachten.

Von Albert Kuntze.

Gewiß bleibt das Wort für ewig wahr: „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk", aber es ist nicht nötig, vor einer Schicksalsstunde, die jedes Volk einmal trifft und treffen muß, unheimliches Grusein zu erwecken. Aus Grusein entspringt die Furcht, aus der Furcht die Feigheit, und auf der Feigheit hat sich noch nie etwas Großes aufgebaut. Die meisten Kriegsschilderungen sind übertrieben. Das gilt vom Land- und Seekrieg gleichmäßig. Der Hauptfehler liegt, soweit der Seekrieg in Frage kommt, darin, daß den Verfassern fast ausnahmslos jede gründliche historische Kenntnis fehlt und sie auch vielfach in das Wesen des Krieges nicht eingedrungen sind.

Zum Beweise seien Einzelheiten aus der Seekriegsgeschichte gegeben. Nelson und de Ruyter sind im allgemeinen die einzigen Admiralsnamen, die man in der Schule hört, und später befaßt sich — außer den Seeoffizieren — fast niemand mehr mit der Seekriegsgeschichte. Aus der Nelsonzeit sind die Schlachten von Abukir und Trafalgar, vielleicht noch der Angriff auf Kopenhagen, von de Ruyter ist der Name keiner einzigen Schlacht in weiteren Kreisen bekannt. Aber auch von Abukir und Trafalgar sind nur die Namen und die Tatsache in der Erinnerung, daß Nelson die Franzosen besiegte und damit Napoleon schwer traf. Alles übrige ist dunkel. Wer weiß, daß etwa zur Zeit des Großen Kurfürsten die Holländer und Engländer in achtzehn großen Seeschlachten an der südenglischen Küste um die Seeherrschaft gerungen haben? Wer kennt außer Ruyter noch die Namen Tromp, Wassenaer, Cortenaer, Bankkers und die berühmte Familie Everton, die in dieser Zeit allein elf Admirale den Holländern gestellt hat, von denen fast alle den Heldentod starben: oder die Engländer Monck, Blake, Deane, Montague, Prinz Ruprecht und viele andere? — Ueber sechzig Seeschlachten und größere Gefechte sind seit des Großen Kurfürsten Zeit an der nordeuropäischen Küste geschlagen worden. Zählt man aber die Seeschlachten in Westindien, in Nordamerika, im Mittelmeer, in der Ostsee und in Ostindien hinzu, dann kommt man wohl auf über hundert.

Es ist allgemein bekannt, daß in der neueren Zeit bis einschließlich des Dreißigjährigen Krieges die Landkriege mit Söldnerheeren geschlagen wurden; schon aus Soldrücksichten war die Zahl der Kämpfer recht klein. Dann kamen zur Zeit des Großen Kurfürsten die ersten stehenden Heere, die nicht Leibwache oder Bürgergarde waren, und so ging es aufsteigend durch das 18. Jahrhundert, bis die französische Revolution das Volksheer schuf. Dieses wurde dann in der Zeit preußischer Erhebung in den großzügigen Grundlinien festgelegt. Durch diese Volksheere, die die nationale Kraft darstellen, ist die Kopfzahl gegen frühere Zeiten, namentlich für den Kriegsfall, ganz ungeheuer gewachsen. Wer vor 150 Jahren von Millionen Kämpfern auf beiden Seiten aus dem ganzen Volke geredet hätte, wäre für einen Phantasten erklärt worden. — Ganz anders stellen sich die Verhältnisse zur See. Die große spanische Armada, die im Jahre 1588 unter Medina Sidonia gegen England ausgerüstet wurde, umfaßte, einschließlich der Landungstruppen und Schlachtenbummler, nur 6,600 Mann, also nach heutigen Begriffen keine sehr große Zahl. In den größten Seeschlachten seit dieser Zeit wird aber von keiner kämpfenden Partei die Zahl von dreißigtausend erreicht oder überschritten. Es ist also im Gegensatz zu den Landschlachten keinerlei Steigerung in der Zahl der Kämpfer zu verzeichnen, aber auch in Zukunft ist eine nennenswerte Steigerung in der Schlacht kaum zu erwarten. Der Personaletat der Marine der Großmächte ist im Vergleich zum Landheer stets sehr gering.

Nimmt man nun einmal in einer Schlacht 30 Groß-Kampfschiffe auf einer Seite an, eine Zahl, die sich noch aus einer Hand leiten läßt, so hat man zwar eine Gefechtslinie von ungefähr 8 Meilen, aber doch bloß etwa dreißigtausend Kämpfer. Die Torpedoboote erhöhen diese Zahl nur unwesentlich, da eine ganze Torpedobootsflotille nur soviel Mann wie ein einziger Dreadnought hat — die obige Zahl von dreißig Schlachtschiffen in einer Schlacht stellt aber schon eine obere Grenze dar. Das Ergebnis ist kurz dies, daß auch in Zukunftsschlachten die Zahl der Kämpfer auf einer Seite rund nur etwa dreißigtausend Mann betragen kann — also der Kopfstärke nach nur soviel, als wenn an Land ein einziges Armeekorps auf den Plan tritt.

Wie steht es nun mit den Verlusten in der Seeschlacht? Die Seekriegsgeschichte zeigt, daß die Verluste in der Segelschiffszeit geradezu minimal sind. Es war dies die Zeit, wo auf etwa 150 Fuß langen schweren Holzschiffen bis zu 800 Mann mit über 100 Geschützen kämpften, wo auf nächste Entfernung Breitseite auf Breitseite erdröhnte, wo zum Schluß im Enterkampf nach alter Römersitte der Mensch Auge gegen Auge, Faust gegen Faust mit Beil und Entermesser, mit Pike und Hammer stand, wo stürzende Masten und Raaen, brennende Segel die Decks in Trümmerhaufen verwandelten. Nach vorstehendem kurzen Bild jedenfalls auch nicht so ganz ungefährlich und über die Achsel anzuschauen.

Bei Trafalgar hatte die englische Flotte 449 Tote auf 27 Linienschiffen mit 1950 Kanonen. Ihr gegenüber standen sogar 33 Linienschiffe mit 2590 Kanonen. — Bei Abukir hatten die Engländer nur 218 Tote, in der glänzenden Schlacht bei St. Vincent, 16 englische Linienschiffe gegen 27 spanische, sogar nur 72 Tote, und bei Camperdown gegen die Holländer, die sich mit großer Bravour schlugen, waren auf 16 englischen Linienschiffen 203 Tote. Die letztgenannte Schlacht wird als eine der blutigsten der Epoche geschildert. Während des Siebenjährigen Krieges, den England zur gleichen Zeit wie Friedrich der Große, auf des letzteren Leistungen gestützt, führte, fielen auf See vor dem Feinde nur 1512 Mann, und in zwei Jahren des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hatten die Engländer im Gefecht auf ihren Schiffen 1243 Tote.

Nun kommt es aber noch darauf an, zu untersuchen, ob die an sich geringen Verluste prozentual besonders außergewöhnliche sind. Dabei muß man einen großen Unterschied machen zwischen Schiffen, die als die Träger der Schlacht zu bezeichnen sind, und solchen Schiffen, die mehr abseits kämpfen, die, durch die Formation bedingt, nicht so intensiv eingreifen können. Hier sei darauf hingewiesen, daß eine Seeschlacht durchaus nicht etwa in ein wildes Schiffsgemenge übergeht, in dem jeder um sich schießt und haut wie bei einem wogenden Reitertreffen. Auch in der Seeschlacht siegt die Ordnung und straffe taktische Disziplin über jede Unordnung. — Träger der Schlacht sind fast immer die Admiralsschiffe; vielfach kommen auch Spitzenschiffe oder Schlußschiffe, auf denen sich meist Unterführer befinden, stark ins Feuer. Auf den Admiralitätsschiffen häufen sich naturgemäß die Verluste. In der vorerwähnten Schlacht bei Trafalgar hatten die Flaggschiffe Nelsons und Collingwoods, die beide an der Spitze der angreifenden Kolonnen standen, 57 und 47 Tote, die beiden den Flaggschiffen unmittelbar folgenden Schiffe 47 und 33 Tote, das sind auf vier Schiffen im ganzen 184 Tote, während der Rest von 265 Toten sich auf 23 Linienschiffe mit durchschnittlich 11 Toten, das heißt nur etwa einer einzigen Geschützbedienung, verteilte. Auf den Flaggschiffen waren etwa 7 Prozent Tote.

Sind nun die modernen Seeschlachten gefährlicher geworden, als die alten Schlachten zu Nelsons und de Ruyters Zeit? Man muß unstreitig zugeben, daß jetzt mit größeren, wuchtigeren Massen gearbeitet und damit mehr auf die seelischen Kräfte gewirkt wird, im Gegensatz zu früher, wo zahllose kleinere Massen auf die körperlichen Kräfte wirkten. Die Zahl der Toten scheint sich dagegen nicht sonderlich zu verschieben. Nach den japanischen Untersuchungen ergibt sich aus dem Kriege Japans gegen Rußland (nach Suzuki und Pasquale), daß etwa 8 Prozent der Besatzung eines Durchschnittsschiffes leicht, 8 Prozent schwer und 4 Prozent tödlich verletzt werden. Ueberraschend ist der verhältnismäßig günstige Ausgang der Seekriegverletzung. Von 100 verletzten Japanern waren 12 sofort tot, 6 starben an den Folgen ihrer Verletzungen, 4 wurden Invalide, 75 kehrten wiederhergestellt kampffähig in die Reihen zurück.

Nun sind allerdings die Ertrunkenen nicht mitgerechnet. Die Zahl der Ertrunkenen fällt aber überhaupt nur ins Gewicht beim Untergang eines großen Schiffes. Dies ist gewiß etwas besonders Erschütterndes, und im Landkrieg findet sich nichts direkt Vergleichbares. Hierzu sei bemerkt: Die Hauptwaffe zur See ist seit drei Jahrhunderten und gegenwärtig immer noch die Artillerie. Diese Waffe bewirkt aber den Untergang eines modernen Schiffes in sehr seltenen Fällen eigentlich nur dann, wenn die seelischen Kräfte des Schiffes völlig gebrochen sind und die Arbeit zur Erhaltung des Schiffes damit ins Stocken gerät. Die Zahl der Schiffe, die durch Artilleriefeuer in der Schlacht zum Sinken gebracht sind, ist außerordentlich gering. Schiffe, die wie ein Sieb zerschossen sind, gehören in die Phantasiegebilde; gewiß sind zahlreiche dünnwandige Aufbauten, die nicht einmal Splittern standhalten, durchsiebt, aber in solchen Aufbauten wird wenig gekämpft. Es kommt auch nicht auf durchlöcherte Schornsteine, Boote, Deckhäuser und Reelings an, sondern auf den Zustand der Kampfplätze, der Geschützürme und vor allem der Unterwasserteile. Dort kommen natürlich auch Schußlöcher vor — aber durchsiebt ist doch nicht der richtige Ausdruck.

Gegenwärtig tritt freilich neben der Artillerie noch der Torpedo, das Unterseeboot und die Mine auf. Sie wirken nur unter Wasser und zerstören einen großen Teil der Außenhaut. Damit kann allerdings die Gefahr eintreten, daß ein Schiff die Schwimmfähigkeit verliert, wenn nämlich die wasserdichten Schotten, die Abteilungen, die Innenhäute nicht genügen, oder wenn zufällig Munitionskammern und Kesselräume leiden. Auch hier ist „zufällig" gesagt, denn es ist nicht etwa die Regel. Man ist doch nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges im Schiffsbau weiter gekommen. Man soll daher das „In-die-Luft-fliegen" von Schiffen nicht als etwas im Seekrieg alltägliches hinstellen. Gewiß, es wird hart, sehr hart gearbeitet werden müssen, um ein Schiff, das Unterwasser-Treffer erhalten hat, schwimmend und bedingt kampffähig zu halten, aber wo wird denn im Krieg nicht hart um den Erfolg gearbeitet? Jede Angriffswaffe hat auch eine Abwehrwaffe, das soll man niemals vergessen. Wer hält denn einfach still, um sich durchlöchern zu lassen? Eine jede Kugel trifft ja nicht, und auf See bei bewegtem Schiff kann man dieses „nicht" getrost mehrfach unterstreichen.

Zum Schluß sei noch eine eigenartige geschichtliche Tatsache erwähnt. Im Seekriege sind wunderbarerweise fast alle Schlachten von dem numerisch Schwächeren gewonnen, man könnte direkt sagen, es ist zur Regel geworden. Woher hierfür der Grund? Er liegt in den seelischen Momenten. Auf See läßt sich ganz anders wie an Land, wo der Verteidiger an bestimmte örtliche Verhältnisse gebunden ist, die Schlacht liebig legen, man kann mehr ausweichen, hinziehen, sich suchen lassen, man ist nicht an das Gelände gefesselt. Wer als Schwächerer daher mit dem stärkeren Feinde zusammenstößt, hat in bestimmter Absicht bereits diesen aufgesucht, kennt also wohl dessen Ueberlegenheit — er wollte also den Waffengang, daß er siegen wollte, ist ja selbstverständlich. Gelegenheit zum Ausweichen war für den Schwächeren fast immer vorhanden. Dieser Wille zum Waffengang, dieser heiße Wunsch nach Kampf, der den Schwächeren zum Suchenden machte, oder der als Schwächerer sich doch vom Feinde finden ließ, dieser kampffrohe Wille hat dann auch während des Kampfes selbst in der Seele der Kämpfer seinen lauten Widerhall gefunden. Gewiß soll man in der Schlacht immer so stark als möglich sein. Der Schwächere auf See ist aber der Sieger zu oft gewesen, als daß man stillschweigend darüber hinweggehen dürfte.

Wenn in der Seeschlacht durch moderne Riesengeschosse aller Art das Festeste, was Menschengeist und Menschenhand zu schaffen vermag, einfach zermalmt wird, so werden dadurch viel weniger Menschen vernichtet, als leichthin angenommen wird; aber sehr stark wird das Ungeheure eines solchen Vernichtungskampfes die Nervenkraft lähmen und die Seele erschüttern: Starkes Vertrauen und stete Sorge für gute Nerven, die nicht durch unnötige Phantastereien angegriffen werden dürfen, helfen über alles hinweg! Nicht die Toten, sondern die Ueberlebenden und von diesen die Nervenstarken, die Furchtlosen, entscheiden die Schlacht.

Die Kraft der Insekten.

Daß die Natur den kleinsten Tieren, insbesondrue den Insekten, eine erhältnismäßig ungeheure Kraft verliehen hat, ist ziemlich allgemein bekannt. Ueber das Warum sind die Gelehrten indes noch nicht einig. Sie stehen davor einem Natur-Rätsel. Sehr interessant sind die Versuche, welche erschiedene Gelehrte auf wissenschaftliche Weise unternommen haben, um die Kraftleistungen zu messen und so ein besseres Bild zu schaffen. Es wurde u. a. ermittelt, daß z. B. ein Maikäfer 21mal, eine Biene sogar 30mal mehr Kräfte besitzt als ein Pferd, natürlich im Verhältnis berechnet. Eine Biene ist hinsichtlich ihrer Kräfte durchaus einer Lokomotie zu vergleichen; sie schleppt ohne Mühe 20 andere Bienen fort. Erstaunlich sind auch die Kräfte der Ameise, die fast dasselbe leistet wie die Biene.

— Dumme Frage. A. (erzählend): „Ich ging also, nichts böses ahnend, am Ufer des stillen Sees entlang, als plötzlich zwei fragwürdige Männergestalten vor mir auftauchten."

B.: „Aus dem See?"

— Monolog. Junge Braut (für sich): „Jetzt möchte ich wissen, ob mein Bräutigam weiß, daß ich es schon weiß, daß er weiß, daß ich schon mal verlobt war."

„Was mancher nicht weiss."

Erläuterung von allerhand vielgebrauchten Worten und Phrasen.

Die Philosophen sind, nach Nietzsche, die besten Leser; denn sie lesen ruhig. Ihnen allein enthüllt sich also der ganze Reichtum oder auch die Kläglichkeit eines Werkes. Es ist wahr, die meisten Menschen lesen zu flüchtig, fast könnte man sagen, zu oberflächlich. Aber es geht ihnen auch mit dem Sprechen so. Da werden Worte angewendet, für die der Begriff fehlt, und Begriffe, denen das Wort nicht gehorcht. Vielen ist das gar nicht bewußt; aber schon eine kleine Probe kann das überraschendste Resultat ergeben; man stolpert, bei einigem Nachdenken, über die gewöhnlichsten und alltäglichsten Worte des deutschen Sprachschatzes und weiß keinen rechten Bescheid über Ursprung und Grundbedeutung. Ein hübsches Beispiel hat gerade einmal ein großes reichsdeutsches Blatt geboten. Es beschäftigt sich mit der Frage: „Was ist Takt?" Man spricht so oft von „taktlosem Benehmen", und wenn man nun von jemand verlangen wollte, er möge auf der Stelle erklären, was er eigentlich unter „Takt" verstehe, würde er sicherlich mit der Antwort eine Weile verlegen zögern. Was man meint, weiß er; es aber in seine Grundbegriffe zu zerlegen, trifft nicht sobald einer. Worte sind, wie schon der alte Sprachmeister Hildebrand sagte, wie abgegriffene Münzen, allein ihr Gepräge kann man doch noch bei schärferem Zusehen und Vergleichen erkennen. „Es ist aber in der Tat nicht bloß nützlich und schön, den Worten ins Innere sehen, ihren wahren ursprünglichen Wert einsehen zu können, sondern auch recht notwendig."

Die Sprachreiniger.

Ausgehend von solchen Gedanken, hat sich ein deutscher Philologe, Herr J. Ernst Wülfing, zur einem verdienstvollen Bemühen entschlossen. Er tat das denkbar einfachste; er las fleißig die Zeitungen, notierte sich allerhand vielgebrauchte Worte und Phrasen und begann sie zu erläutern. Und in der Tat: man ertappt sich jeden Augenblick dabei, etwas, was man doch wissen sollte, nicht gewußt oder doch zumindest vergessen zu haben. Wülfing gibt Hunderte lehrreicher Beispiele. Er geht den Dingen bis auf den Grund und wirft helles Licht auf Begriffsverkehrtheiten, nimmt auch die sogenannten Sprachreiniger her, die in ihrer Sucht, Fremdworte zu verdeutschen, auf die komischsten Auswege verfallen. Da hat man für das Wort „Garderobe" die Verdeutschung „Kleiderablage" vorgeschlagen. Man kann doch die Leute nicht auffordern: „Es wird gebeten, die Kleider abzulegen." Aber: „Es wird gebeten, die Garderobe abzulegen" ist überhaupt ganz unsinnig, weil dieses Wort im Französischen verschiedene Bedeutungen hat, nur nicht die von uns hineingelegte. Nur machen wir uns weiter keine Skrupeln darüber, ob es richtig ist oder falsch.

Der Gulden.

Einen Gulden hat schon mancher gesehen, ihn vielleicht auch schon zweimal umgedreht, ehe er ihn ausgab, aber wer erinnert sich noch, daß der Gulden von Haus aus der Guldene war, also ein Goldstück, und daß man darum eigentlich ebensowenig von einem Goldgulden sprechen dürfte, wie von einem Silbergulden oder gar Papiergulden? Mancher wird auch wissen, daß die Moneten mit den Münzen stammverwandt sind, aber vielleicht in Verlegenheit geraten, wenn er sagen sollte, was denn wohl eine Scheidemünze ist. Wie das französische „monnaie divisionnaire" die Teilungsmünze, das englische „change" das Wechselgeld heißt, so soll die deutsche Scheidemünze die kleinen Münzen bezeichnen, die dazu dienen, Käufer und Verkäufer bei kleinen Beträgen zu scheiden, zur Einigung zu bringen; sie dienen für die Scheidung und Ausgleichung für die Bruchteile der großen Geldstücke.

Daß der Herzog der vor dem Heere Ziehende, also der Heerführer ist; daß fertig zur Fahrt gehört und „zur Fahrt bereit" bedeutet; daß Kunst zu können gehört wie Gunst zu gönnen und Brunst zu brennen, und daher ursprunglich jedes Können und Wissen bedeutete, das werden viele wissen. Manchem aber dürfte es unbekannt sein, daß Pfirsich ursprünglich persischer Apfel bedeutet, aus lateinischem „persicum (malum)" sich entwickelt hat, und zwar wie das andeutende pf zeigt, schon vor der althochdeutschen Zeit, während der chinesische Apfel, die Apfelsine, erst um 1500 von den Portugiesen nach Europa gebracht wurde, zunächst Chinaapfel hieß, und erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts Apfelsine (sine — China) genannt wurde.

Sprachprobleme aus dem Alltagsleben.

Wir folgen nach solchen Proben aus dem alltäglichen Leben mit immer steigendem Interesse den Belehrungen Wülfings. Zum Beispiel: „Briefbogen — Bogen!" Eigentlich müßte es der Boge heißen, wie Luther noch geschrieben hat, aber die Form Bogen hat sich eingebürgert, daß sie nicht wieder verdrängt werden kann. Boge(n) bezeichnet alles Krumme, Gebogene, so denn auch gebogenes, zusammengefaltetes Papier. Wie aber erklärt sich wohl die Redensart „in Bausch und Bogen"? Das Volk versteht sie gar nicht mehr; wie es sich die Mecklenburger zum Beispiel zurechtlegen, sieht man aus des Postmeisters Antwort an Bräsig, als er vergeblich in seinen Büchern danach gesucht hat, was ein Brief nach Paris kosten würde: „'t kümmt hir gor nich vör. Willen in pohlschen Bogen reken: unner sößteihn Gröschen kann 'ck 't nich dauhn." Wie der Bogen das einwärts Gebogene bedeutet, so der Bausch das nach außen Aufgebauschte; so rechnete man bei Landabgrenzungen früher Bausch und Bogen gegeneinander auf, eines in das andere hinein, ohne genaue Messung. Man übertrug diese Wendung dann auch auf den Kauf, das Zwitterwort „Bauschal" (Summe); darin ist der Bogen ganz verschwunden, so daß eigentlich nur das Zuviel ausgedrückt ist, das Zuwenig aber gar nicht.

Mit der Redensart „sein Schäfchen ins Trockene bringen" hat man sich auch viel beschäftigt, und man hat bisher fast allgemein gesagt: so ist sie unsinnig. Schäfchen bringt man nicht ins Trockene, im Gegenteil: sie müssen bei Wind und Wetter draußen bleiben, in Regen und Sturm, bei Tag und Nacht, so lange es draußen noch Futter für sie gibt; aber Schiffchen, Kähne zieht der Fischer wohl halb auf Land, um sie vor dem Sturm zu bergen, bringt sie wohl gar zur Winterszeit, wenn der Fischfang aufhört, ganz aufs Trockene und schützt sie in besonderen Schuppen; der Binnenländer aber verstand das „schepken" des Seemannes nicht und machte unbedachtsam Schäfchen daraus. Allerdings ist diese Deutung auch schon manchen Zweifeln begegnet, aber die anderen: es sei nur eine Umwendung eines dem Evangelium vom guten Hirten entnommenen, aber erweiterten Bildes, oder man müsse an die anderen mannigfachen biblischen Anführungen der gesammelten und in den Stall geführten Schafe denken, haben bisher nicht viel Beifall gefunden. Die veränderte Wendung „seine Schafe ins Grüne bringen" braucht natürlich auch nicht gerade dagegen zu sprechen, daß es früher „Schiffchen" geheißen hat; dafür scheint aber zum Beispiel die andere Aenderung „sein Schafchen aufs Trockene ziehen" zu sprechen.

Die Sprache der Kartenspieler.

Sehen wir uns bei dieser Gelegenheit einmal nach einigen der vielen mundartlichen und volkstümlichen Ausdrücke um, die unsere deutsche Sprache für den Begriff des „Betrügens" aufzuweisen hat, und die meist der Sprache der Kartenspieler eigen sind. Da haben wir zunächst beduppen und betuppen, die mit französischem „dupe, duper" zusammenzuhängen scheinen; dann bemogeln, das aus der jüdisch-deutschen Gaunersprache stammt; „mohel" bezeichnet einen, der die Karten durch Zeichen kenntlich macht. Ferner befummeln; da „fummeln" schnelles Hin- und Herbewegen bedeutet, so dürfte befummeln ebenso zu erklären sein wie beschummeln; denn da schummeln sich eilig bewegen, rasche Griffe machen heißt, so bezeichnet beschummeln durch solche rasche Griffe im Kartenspiel betrügen; man sagt auch, einem etwas wegschummeln. Auch „belämmern" gehört in die Reihe dieser Worte. Holländisch heißt's „belemmern", im Dänischen „belmre"; es kann also mit „lahm" erklärt werden, lahm machen, lähmen, dadurch übervorteilen, hintergehen.

Der Alkohol.

Man liest jetzt öfter von alkoholfreien Getränken. Da kommt denn auch die Rede auf die Antialkoholbewegung und den Alkoholismus, und einer fragt schließlich, woher denn eigentlich dieses seltsame Wort „Alkohol" stamme? Ja, wie viele Leute gebrauchen heutzutage dieses Wort tagtäglich, nehmen das Wort wie die Sache Tag für Tag immer wieder in den Mund und wissen doch gar nicht, woher es kommt! Es stammt aus dem Arabischen; da bezeichnet es das feine Spießglanzpulver, das zum Färben der Augenbraunen dient. Es ging im Mittelalter ins Spanische und in die anderen romanischen Sprachen über, bezeichnete dann allgemein feines und feinstes Pulver, Feines und Feinstes überhaupt, und wurde schließlich auf den aufs höchste gereinigten und entwässerten Weingeist übertragen. Wörtlich aus dem Arabischen übersetzt, bedeutet Alkohol „Das Feuer" (Al — das, Kohol — Feuer.) Daher in abendländischen Sprachen „Feuerwasser", „Branntwein" usw.

Weil wir aber gerade beim Trinken halten, sei gleich aus dem Büchlein die Bedeutung von „nüchtern" herausgeholt. „Nun bin ich wieder ganz nüchtern", sagt mein Freund und — er denkt viel nach über sprachliche Dinge — stolpert über dies „eigentlich recht seltsame Wort". Ja, nüchtern, es klingt so urdeutsch, und man hat auch versucht, es mit „Nacht" in Zusammenhang zu bringen; andere aber haben es für aus dem lateinischen „nocturnus" entstanden angesehen und die Bedeutungsentwicklung so erklärt: Der Frühgottesdienst findet noch bei Nacht (noctu) statt, ist „nocturnus" (nächtlich); dabei durften die Klosterinsassen noch nichts gegessen haben, daher: sie mußten: „nocturni" „nüchtern" sein. Nun ist aber dagegen gesagt worden, daß die Lautentwicklung dann anders gewesen sein müßte, auch daß „nocturnus" ja nur „nächtlich" bedeute, und so glauben andere, es sei nichts anderes als eine Weiterbildung aus althochdeutschem „uotha" (die Morgendämmerung), zumal neben „nuohternin" auch „uohterninnin" vorkommt und wie aus „in eben" „neben" wurde, so sei aus „in uohte" „nuohte" entstanden; so bedeutet es denn eigentlich „in der Morgendämmerung". Aber da sei die Ableitungssilbe erst nicht ganz klarzustellen, und so bleibe denn „nüchtern", heißt es, eigentlich noch immer dunkel. Weshalb aber soll denn nicht eine Verquickung dieser beiden Entstehungsweisen möglich sein, so daß „nuohtern" in Anlehnung an „nocturnus" entstand?

Der Schneekönig.

Wer solche Erklärung fand, freut sich gewiß wie ein Schneekönig. Doch halt! Was bedeutet diese Redensart, die mancher sich nicht zu erklären weiß. Nun, der Schneekönig ist kein anderer als der kleine Zaunkönig, und die Erklärung gibt Lichtwer, wenn er singt:

„Der hüpfende König der Zäune
Singt fröhlich im glänzenden Schnee."

Aus der Tierfabel wissen wir alle, wie er den Adler bei der Königswahl überflügeln wollte, dann aber verspottet wurde und nun hinter den Zäunen sein Königreich aufschlagen mußte, auch Zäunert wird er daher genannt und Zaunschlüpfer. Und wie der kleine putzige Vogel mit dem kurzen, aufrechten Schwänzchen und den dünnen Beinchen durch die Zäune und Hecken schnell dahinhüpft, so singt er stets munter, auch im Winter, wenn die Sonne auf den leuchtenden Schnee scheint, sein kleines, leises Liedchen und so also: froh wie ein Schneekönig.

Während des 30jährigen Krieges war „Schneekönig" ein Spottname für Gustav Adolph von Schweden.

Wer „Krakeel" anfängt, sollte wissen, was es heißen mag. Schreien allein beweist nichts. Wir haben das Wort im Anfange des 17. Jahrhunderts dem Holländischen entlehnt, wo es neben „krakeel" die Bildungen gibt: „krakeelig", „krakelachtig", „krakelluft", „krakeelziet", „krakeelziekte", „krakeelzucht" u. a. m. Es kommt sogar in der holländischen Bibelübersetzung vor: Spr. Sal. 10, 12 heißt es bei Luther: „Haß erregt Hader", holländisch „haet verweckt krakeelen". Nun heißt holländisch „kraken" krachen, der Lärm des Streitens wird also Ausgangs- und Kernpunkt des Begriffes sein. Woher aber die Endsilbe, die gleich wegen ihrer Betonung den Eindruck des Ungermanischen macht? Sehr wahrscheinlich beruht diese auf Angliederung an das gleichbedeutende französische „querelle".

„Ein Paroli biegen."

Ganz bekannt ist die Redensart „Paroli bieten"; jedermann kennt sie in dieser Form, weiß aber kaum, daß sie eigentlich so ganz falsch ist, und daß es statt „bieten" „biegen" heißen müßte. „Paroli" ist nämlich französischen Ursprungs, soll entstanden sein aus „par au lit" (gleich der (ersten) Lage), bezeichnet die Verdoppelung des ersten Satzes beim Spiele nach etwaigem Gewinn, und dann auch das Ohr, den Kniff, den man zum Zeichen dafür in die Karte biegt. Es ist erklärlich, daß sich aus der Uebersetzung „ein Paroli auf den König biegen" oder „dem König ein Paroli biegen" für „faire un paroli au roi" die neue Form „Paroli bieten" entwickeln konnte. Trotz der Betonung des französischen Wortes ist es für den Deutschen richtiger „Paroli" zu sagen als „Paroli", was man häufig hören kann.

Aus diesen Beispielen schon wird man ersehen, „was mancher nicht weiß"; man wird an ihnen auch erkennen, welche Fundgrube der Autor erschlossen hat. Aber man merkt auch, an wie vielen Fragen er noch vorbeigegangen ist. Hoffentlich findet er bald die Antworten, und wenn er sie wieder in so liebenswürdigem und unterhaltendem Plaudertone gibt, wollen wir ihm gerne zuhören.

— Erklärung. „Warum heißt Du denn Deine neue Villa, die Du auf der steilen Anhöhe erbaut hast, Henrietten-Ruhe? Deine Gemahlin wird sich da gewiß nicht oft hinaufbemühen!"

„Eben deshalb! Dort hab' ich vor meiner Henriette Ruhe!"

— Pech. A.: „Sie haben sich ja wohl bei einer Unfallversicherung eingekauft?"

B.: „Ja, schon vor sechs Monaten, aber bei meinem gewöhnlichen Pech bin ich bis jetzt noch nicht verunglückt."

— Im Restaurant. Gast: „Kellner, der Fisch ist aber gar nicht frisch!"

„Aber, ich bitte Sie, mein Herr, er kommt doch aus dem Eis."

Gast (ärgerlich): „Dann ist das Eis eben nicht frisch!"